

I r i s.

Zeitschrift für Wissen, Kunst und Leben.

Vierter Jahrgang.



Sonnabend

(1828. N^{ro} 6.)

12. Jänner.

Auf einem Gottesacker.

So steh' ich denn am großen Scheidethore,
Wo wundersam das Leben sich begrenzt;
Wo nur in heil'ger Dämmerung düsterm Flore
Des Todes falbes Licht das Grab beglänzt.

Des Lebens Feuerpuls ist hier erkaltet,
Kein Freudenruf ertönt, es stöhnt kein Ach —
Die ahnungsvolle Stille, die hier waltet,
Sie folgt mir in's Gewühl des Lebens nach:

Denn ach des Menschen Leben bleibt nicht unge-
trübt,
Ein Zufall raubt ihm oft sein ganzes Glück
Hat er lang fortgekämpft, gestrebet, und geliebt
Dann birgt in's Grab ihn tief, sein trüb' Geschick.

Wie treu im Leben, so im Tod vereinet
Verschließt die Gatten hier derselbe Sarg
Der Kinder frommer Kreis, die hier geweinet,
In dieses Grab sie unter Seufzern barg.

Ein schlechtes Kreuz von Rosmarin umkränzet,
Steht hier auf eines biedern Mannes Grab;
Ein Monument aus Marmor, goldumglänzet,
Drückt Schurken tiefer dort zur Höll' hinab.

Hier schläft der Jüngling in der Jahre Blüte,
Ihn hat der Liebe flammend Feuer verzehrt —
Die Jungfrau auch, die für den Jüngling glühte
Im Tod hat ihre Treue sich bewährt.

Das Kind, das kaum des Lebens Bahn betreten,
Drückt auch der Grabeshügel dicht mit Noth.
Vom Welken kann kein Arzt die Blüte retten,
Denn Sterben ist der Erdensohne Loos.

Hier schläft der Reiche in des Armen Bette,
Den Hohen an den Niedern reihet das Grab —
Dem Sklaven bricht der Tod die harte Kette,
Die Menschenbosheit ihm im Leben gab.

So bist du Todtenort ein Ort der Schmerzen,
Doch auch ein Ort des Trostes mir.
Gefesselt hältst du, was so theu'r dem Herzen,
Doch Ruhe findet sich auch nur in dir!

Magnus Beyrer.

Emiliens Briefe aus Syrmien.

(Mitgetheilt durch Alois Atmani.)

(Beschluß von No. 5.)

11.

Wo, Henriette, soll ich den Faden ergreifen,
Der sich vom furchtbaren Rade der Parzen in die
innersten Fibern meines Herzens fortspinnt? —
Ohne Zweifel ist der Ruf von dem schrecklichen Er-
eignisse bis zu euch vorgedrungen, und viel-
leicht werden wir von euch schon lange als todt be-
weinet. Wohl stand ich nahe an der dunkeln Pforte,
die sich nie zur Rückkehr öffnet, vernahm die dem
Lebensfrohen oft so widrige Sprache der Geister und
glaube sie verstanden zu haben. — Als ich jenen
unglücklichen Brief gelesen hatte, saß ich in dum-
pfer Betäubung da, bis mich mein Vater, dessen
Ankunft ich nicht bemerkt hatte, unsanft am Arme
faßte und zum Bewußtseyn aufschüttelte. „Hörst
du nicht, Mädchen?“ rief er zornig „die Pest ist
im Orte! — die Pest! — Pack' ein — Johann ist
zum Notar um Vorspann, wir werden den Augen-
blick wegfahren.“ Ich sah meinen Vater gleichgil-
tig an; die Todesblässe in seinem Gesichte gab mir
einiges Leben, ich stand auf und packte mechanisch
ein, was mir unter die Hände kam. Die Pferde
langten an; im Galopp fuhren wir von bannen. —
Über kaum hatten wir eine Strecke zurückgelegt,

als wir auf eine Kette von Wachen stießen, die uns anhielten. Ein Offizier kam herbei und bedeutete uns, daß wir nicht weiter dürften. Mein Vater sagte ihm seinen Stand. „So werden sie wissen“ versetzte der Offizier, daß, wenn sie mein eigener General wären und diesen Cordon durchbrechen wollten, ich verpflichtet wäre —“ dabei wies er auf die Gewehre. „Herr!“ rief mein Vater „ich habe vor dem Tode nie gezittert; dieß bezeugt die Narbe da: aber so —“ Der Offizier zuckte die Achseln. „Soll ich nach I * * zurücklenken?“ fragte der Kutscher. „Nein!“ antwortete mein Vater verzweifelnd „lieber in die Hölle!“ „Wollen Euer Gnaden nicht in Ihren Weingarten fahren?“ scholl es hinten vom Wagen. Der Vorschlag wurde genehmigt. „Mädchen, hat dich der Schlag gerührt?“ fragte mein Vater, als wir aus dem Wagen stiegen und er nun erst meinen kläglichen Zustand bemerkte; „du hast gewiß den Brief gelesen! — Laß dieß jetzt; denn es gehet um deine eigene Haut.“ Diese harten Worte weckten mich völlig aus meiner Töhllosigkeit. Thränen stürzten mir aus den Augen; ich konnte den Mörder meines Wilhelm nicht ansehen, ohne den bittersten Abscheu zu empfinden. Schwach sank ich Abends auf das Laublager, welches unser Johann im Presshause des Gartens bereitet hatte, und fühlte mich, nachdem ich die Nacht unter heftigen Fieberschauern schlaflos zugebracht hatte, sehr krank. Die zärtliche Sorge meines Vater versöhnte mein Gefühl mit seiner vorigen Härte. Mein Uebel wuchs von Tage zu Tage. Schon erwartete ich den Tod als gewiß. Dieß brachte mich zu tieferem Nachdenken über mich selbst; in meiner Seele begann es zu dämmern. Ich sah Alles in natürlicherer Farbe; ich fühlte, daß ich nicht für Einen Menschen, für Ein Gefühl da war. Der innere Sturm legte sich, und in gleichem Grade gewann mein Körper an Kraft. Bald konnte ich zur Freude meines trostlosen Vaters aufstehen und mir im Garten ein sonniges Ruheplätzchen suchen. — Soll ich dir nun beschreiben, wie wir uns noch einige Monate lang in unserm Garten von Kaffee, Obst, Melonen, halbreifen Trauben, Kürbissen — nähren mußten? Wie mein Vater beim Anwachsen der Seuche, einzelne Unglückliche, die dem Tode, den sie doch schon vielleicht im Blute oder in den Kleidern trugen, entfliehen wollten, mit der Flinte in der Hand von unserm Zufluchtsorte wegscheuchen mußte? Wie schauderhaft uns oft ihr Sterbgewimmer aus der Nähe zuscholl? — Diese Scenen des Entsetzens drängten allen Kum-

met aus meinem Herzen und ließen mir das einzige Gefühl zurück, daß der Mensch ein werthloses Nichts wäre, wäre er nicht ein Werkzeug in der Hand eines unveränderlichen höchstheiligen, höchstweisen Wesens; daß er umgekehrt durch kindliche Anhängung an den ewigen Willen desselben allein über alle Zerstörung erhaben wird. — Eine Blume ließ mich werfen auf das Grab eines Menschen, der unter einem örmlichen Kleide ein seltenes Herz trug. Unbeschreiblich war unsern alten, treuen Dieners Sorgfalt, als mein Vater, von Kummer und schlechter Nahrung entkräftet, zu kränkeln anfing. Kaum hatte dieser ein Mal geäußert, wie sehr ein Trunk Wein ihn laben würde; als Johann verschwand und nach einer halben Stunde mit einer Flasche aus der Stadt zurückkam. Mein Vater verwies ihm seine Verwegenheit; Johann aber erwiederte scherzend, er wolle sich eine freiwillige Contumaz auflegen, um uns nicht anzustechen. Zu seinem Verdrusse mußte er den Wein aus dem Garten tragen. Am andern Tage war es ihm anzusehen, daß er unapflich war, seine Mienen drückten Schmerz aus; doch klagte er nicht. Nachmittag war er nicht da. — Am folgenden Morgen fanden wir ihn neben einer Quelle, aus der wir Wasser zu holen pflegten, todt hingestreckt. Dieser erschütternde Vorfall warf meinen Vater auf das Krankenlager. Der Gedanke, daß ich nun seine einzige Stütze sey, gab mir so viel ausdauernde Stärke, als seine Pflege neben der Sorge für unsern Unterhalt erheischte. Als er ein Mal aus einem kurzen Schlummer erwachte und mich an seiner Seite sitzen sah; faßte er sanft meine Hand und drückte sie an seine Brust. „Gutes Kind!“ sprach er mit weicher Stimme „wie wenig hab' ich diese Aufopferung um dich verdient!“ Ich wollte reden; aber der Schmerz der Erinnerung übermannte mich, das Wort erstarb mir in der Kehle. Das Phantasiren meines Vaters gab mir meine Fassung wieder; der heftigste Paroxysmus erfolgte; zuletzt ward er ganz starr in meinen Armen. „Gott! er stirbt,“ schrie ich voll unaussprechlicher Angst auf. Einen Arzt — war mein nächster Gedanke, und ehe ich ihn noch ausgedacht hatte, befand ich mich auf dem Wege zur Stadt. Man wies mich nach einem Zelte außerhalb derselben. Eine lange Gestalt mit einer Larve vor dem Gesichte trat aus diesem hervor. Ich wollte um den Arzt fragen: da hörte ich eine bekannte Stimme meinen Namen rufen; die Gestalt warf die Larve weg, und ich lag in — Wilhelms Armen. — Daß jene Nachricht von

Wilhelms Tode ein unbestimmtes Gerücht gewesen war, und daß ihn nun seine unerschrockene Menschenliebe nach F * geführt hatte, wirst du leicht errathen. Seine Kunst rettete meinen Vater, der ihn jetzt auf den Händen trägt. Wie wir durch den Anbruch des Winters von den Schrecken der Pest — und damit aus unserem Kerker befreiet wurden, hat euch die Zeitung verkündet. Der arme C * ist nicht mehr! Wilhelm, der ihn auf dem Sterbbette kennen gelernt hat, geräth in Begeisterung, wenn er uns seine ruhige Hingebung schildert. Sein Andenken veredelt das stille Glück, dessen ich an Wilhelms Seite genieße. Wenn ich überhaupt auf das Vergangene zurückblicke, kömmt es mir vor, wie ein Wundertraum, den die Götter senden, um Sterblichen ihren Willen kund zu thun; dem Uebermüthigen Mäßigung, dem Kleinmüthigen Kraft einzuschöpfen.

N. S. Den von meinem Vater beigegebenen Brief gib dem Kaufmanne R.

B e i l a g e.

Geehrter Freund! Haben Sie die Güte, mir in Prag ein bequemes Logis aufzusuchen. Es muß geräumig seyn; denn mein Schwiegersohn, Doktor F * wird bei mir wohnen. Ist das Gut Li * noch nicht verkauft; so unterhandeln Sie in meinem Namen. Ich kenne das Gut. Es hat eine schöne Lage, und das ist Etwas für meine Tochter; es soll ihr Heirathsgut seyn. Machen Sie, daß bis zum letzten dieses Monats Alles in Ordnung sey; denn um diese Zeit gedenke ich in Prag einzutreffen. — Adieu.

Ein Tag in der Nachwelt.

In einer der reizendsten Felsengrotten meines Vaterlandes war ich im Schatten der herabhängenden Brombeersträucher sanft eingeschlummert, und nach einem erquickenden Schlafe, den ich ungefähr auf zwei gute Stunden schäkte, erwachte ich. Ich fand die Grotte weit dunkler als zuvor und nur durch winzige Ritze fiel etwas Licht herein; ich raffte mich auf und fand nicht nur den Eingang von allerlei Gestripp so dicht verwachsen, daß ich mich kaum durchwinden konnte; sondern auch eine Menge Erde und Steine vor demselben aufgehäuft, so daß ich vermuthen mußte, es sey ein großer Theil der oben auf dem Felsen ruhenden Erdschichte herabgestürzt. Indessen gelang es mir doch nach vieler Anstrengung an's Tageslicht zu kommen. Ich stieg den Berg-

pfad hinab; aber, Himmel! wie fand ich Alles verändert. Von dem Landhause meines Freundes, wo ich mich aufgehalten hatte, war keine Spur da und an dessen Stelle stand ein großer, prächtig ausgestatteter Käfig, der ganz so aussah, wie ein Sommerpalais. Dies kindische Häuschen umgab eine eben so kindische Umfriedung, innerhalb welcher allerlei staudenartige Gewächse auf das geschmackvollste so geordnet waren, wie die Bäume des elegantesten Parks. An einem Ende dieses Mignongärtchens bemerkte ich einen andern Pavillon-ähnlichen Käfig, dessen Fronte offen war und auf Säulen ruhte. Ich sah keine Vögel darin, bemerkte aber mehrere sehr niedlich geformte Vögelchen, die längst den Wänden desselben herumliefen. Noch wußte ich nicht, was ich aus diesem Anblicke machen sollte, als mein Stauen den höchsten Grad erreichte; denn durch eine sehr regelmäßige Allee von Sonnenblumen hüpfte ein kleines, etwa zwei gute Spannen hohes Mädchen und las mit lauter Stimme und effektvoller Deklamation aus einem sehr kleinen Büchlein und deutlich vernahm ich die Worte; „*Ἰδε πῶς ἕλασεν τὸν πατέρα ἑαυτοῦ ὅσα βροῦνον.*“ Wie sehr wunderte ich mich von einem so kleinen Ding eine Anakreonische Ode deklamiren zu hören und um dieses Wunderkind (für das, wie ich mir dachte, irgend ein durchreisender Naturforscher diesen Käfig sammt seinem Zugehör bereitet haben mochte) nicht aufzuscheuchen, trat ich hinter einen großen bemooßten Stein, der in der Nähe stand und der groß genug war, mich zu verbergen. Aber welcher Schauer ergriff mich, als ich aus einer darauf befindlichen, halbverwitterten Inschrift, diesen Stein für den Grabstein meines Freundes erkannte! — Wie war dies jedoch möglich? Denn unter seinem Namen stand deutlich: obiit A. D. MDCCCLXI, eine Jahrzahl, die man erst nach 54 Jahren zählen sollte. Schwankend zwischen unheimlichem Entsetzen und dem tröstenden Gedanken: das Ganze könne vielleicht ein Scherz meines Freundes seyn (obgleich ich dessen schnelle Ausführung nicht begreifen konnte), sprang ich einen Schritt auf die Seite; aber da hatte mich das kleine Ding erblickt und sank mit dem griechischen Angstschrei: „*Ἄ τάλαν*“ in Ohnmacht. Ich wollte dem armen Kinde aufhelfen; aber da trippelten mehrere solche Zwerggestalten aus dem Käfige heraus; schrien in einer Sprache, die mir bald deutsch, bald französisch, bald griechisch vorkam, durcheinander, wollten wahrscheinlich dem Kinde zu Hilfe kommen, fielen aber, als sie mich erblickten.

sämmtlich in Ohnmacht. Es waren ihrer drei, zwei Weibchen und ein Männchen (wenn ich so reden darf). Ich selbst befand mich in der peinlichsten Lage; Lachlust und unheimlicher Schauer kämpften in meinem Innern, bis ich mich endlich entschloß die kleinen Spuckgestalten wieder in's Leben zu rufen. Ich tauchte meine Finger in eine kleine Lade und ließ einige Wassertropfen auf ihre Köpfschen gleiten,

worauf sich das Männchen zuerst erhobte. Es starrte mich mit seinen kleinen Neuglein an und stotterte endlich die Worte heraus: „Qui est tu, phoberisch-terassisch Ongethom, Polypphemoide!“ — Ich antwortete teutsch: ich sey ein ehrlicher Magister, vor zwei Stunden in jener Grotte eingeschlafen und suche jetzt das Landhaus meines Freundes. —

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz- und vermischte Nachrichten.

Pesth, im Dezember 1827.

(Beschluss von No. 5.)

Das Gedicht selbst versetzt uns um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach der Reichsstadt Nürnberg, und zeigt uns sowohl die Stufe, auf dem die Kunst der Meisterfänger benannter Reichsstadt gestanden, als auch des teutschen Meisterfängers Walten und bürgerliche Verhältnisse zu seinen Kunstgenossen und Mitbürgern. Beider feindselige Stimmung gegen Hans Sachs lehren uns einige Scenen der Exposition, nach welchen wir ihn in den Liebesverhältnissen mit Kunigunden, der Tochter des reichen Goldschmiedes Steffen, sehen. Ihre Liebe hatten sie ihm noch verheimlicht, denn der Stolz würde sich für beschimpft erachtet haben, einen Schuster zu seinem Eidam zu erhalten; daher suchte Kunigunde Hans Sachs zu bewegen, sein Handwerk fahren zu lassen, theils aus dem Grunde, um die Einwilligung ihres Vaters zu ihrer Verbindung zu erlangen, theils von eigener Eitelkeit angetrieben; aber alle diese Versuche scheiterten an der Festigkeit des wackern Sachs, der sein Handwerk für ein ernährendes, aber keineswegs entehrendes Mittel betrachtete, wodurch er als ein freier, unabhängiger Mann leben könne. Die Umstände jedoch, daß Hr. Steffen Kunigunde an den Rathsherrn Erban Hesse aus Augsburg, einen abgekehrten Becken, verheirathen wollte, und daß letzterer eine Zusammenkunft der Liebenden belauschte, erheischte notwendig einen raschen Entschluß derselben, und Hans Sachs wollte offen bei Kunigunden Vater um sie werben. Herr Steffen erfuhr aber schon durch Hesse das Liebesverhältnis seiner Tochter mit einem Schuster, und nahm sie in's Verhör, die zwar nicht ihre Liebe, wohl aber den Stand ihres Geliebten läugnete, und sie suchte in einer geheimen Unterredung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln Hans Sachs zu bewegen, sein Schusterhandwerk aufzugeben und zu verläugnen. Dazu war er jedoch nicht zu bewegen, und das drohende Begehren Kunigunden, wie das trohige Beharren Hans Sachsens brachte einen Bruch zwischen Beiden herbei, und Hans Sachs, angefeindet von seinen Mitbürgern und Kunstgenossen, deren erstere, ihn für hochmüthig haltend, haßten, letztere, seinen Geist nicht zu fassen vermögend, verfolgten, und gekränkt von Kunigunden verließ seine Vaterstadt Nürnberg und wanderte aus. Da führt ihm ein Zufall den Kaiser Maximilian entgegen, der von seinem Gefolge getrennt, Hans Sachs ersucht, ihm den Weg nach der Reichsstadt zu weisen, und da er im Laufe der Rede erfährt, der Auswandernde wäre Hans Sachs, so bewegte er diesen, nach Nürnberg zurück-

zukehren, und verspricht ihm, sich für einen Grafen ausgebend, seinen Schutz. Hans Sachs, durch das gütige Benehmen des hohen Unbekannten zu neuen Hoffnungen aufgemuntert, begleitete den Kaiser nach Nürnberg. Unterdessen ward Steffen zum Bürgermeister erwählt, und wollte Kunigunden zwingen, ihre Hand Hesse zu geben, der den neuen Bürgermeister glauben machte, als hätte er seine Erwählung ihm zu danken. Während man aber Kunigunden mit Gewalt der Trauung zuzühen will, erscheint Hans Sachs wieder, verhindert die Gewaltthat, und verfehnt Kunigunden; gibt aber durch dies Eindringen in Steffens Haus (die Scene ist im Hof, und er sprang über die Mauer) eine erwünschte Veranlassung, ihn durch einen Rathschluß aus der Stadt zu verweisen, der ihm bei der Einfestungsfeier Steffens zur neuen Würde, kund gegeben wird. Schon will er gehen, als der Kaiser erscheint, um dessen Schutz Hans Sachs früher gesucht, welcher durch seine Huld alles in Ordnung bringt; die Liebenden werden verbunden, und der Rathsherr Erban Hesse zieht beschämt ab. Dies als eine kurze Synopsis des Ganzen, dessen einfache, jedoch kräftige Haltung gewiß kein geringer Vorzug des herrlichen Gedichtes ist. Besonders reizt Hans Sachsens kräftiger Charakter, tiefe Empfindung, und hohe poetische Begeisterung unwillkürlich zur Entzückung hin, und nimmt um so mehr unsere rege Theilnahme in den lebhaftesten Anspruch, als wir ihn nicht nur als den Repräsentanten der Meisterfänger, obwohl Schuster, sondern auch in seinen rein bürgerlichen Verhältnissen sehen. Auf gleiche Weise beschäztigen alle Charaktere unsere Ideenvorstellung, die von keinem langweiligen Zerstreuten der Handlung, von keiner Wiederholung und verblümmten Bombast, um den Mangel der Ideen zu bemänteln, gehört wird; und unstreitig ist daher dies Gedicht in seiner Gattung klassisch zu nennen. Möchte doch bald die Muse des geachteten Herrn Verfassers seine Freunde und die Kunst mit neuen Schöpfungen erfreuen. — Die Darstellung des Gedichtes war gelunnen. Hr. Haas, obwohl er feiner nicht sonderlich ansprach, zeichnete sich als Hans Sachs vorzüglich aus, und bewies, daß er den Charakter aufzufassen, und die Idee und Vorstellung des Dichters mit seiner Einbildungskraft zu erreichen vermochte. Besonders ausgezeichnet war sein Spiel in der Abschiedscene von Kunigunden, und als Hans Sachs vernimmt, der hohe Fremde habe in der Ferne von ihm und seinen Versen gehört, und die Weisheit des Dichters, der nie solchen Ruhm nur zu ahnen gewagt, mit dem tiefsten, und innigstem Entzücken verschmilzt. Die Veneziantin, Demof. Kondorufsi als Kunigunde bot einen lobenswerthen Fleiß auf, ihre Rolle zu entsprechen, und beide Erwähnte wurden reichend gerufen. Aber auch die übrigen Individuen waren bestrebt, die Darstellung auf eine des Gedichtes würdige Weise zu bezwecken, welches, wie gesagt, vollkommen gelang, und was uns hienüt die erireussche Gelegenheit bietet, der hiesigen Gesellschaft doch auch endlich ein Mal lobend erwähnen zu können.

— r. —